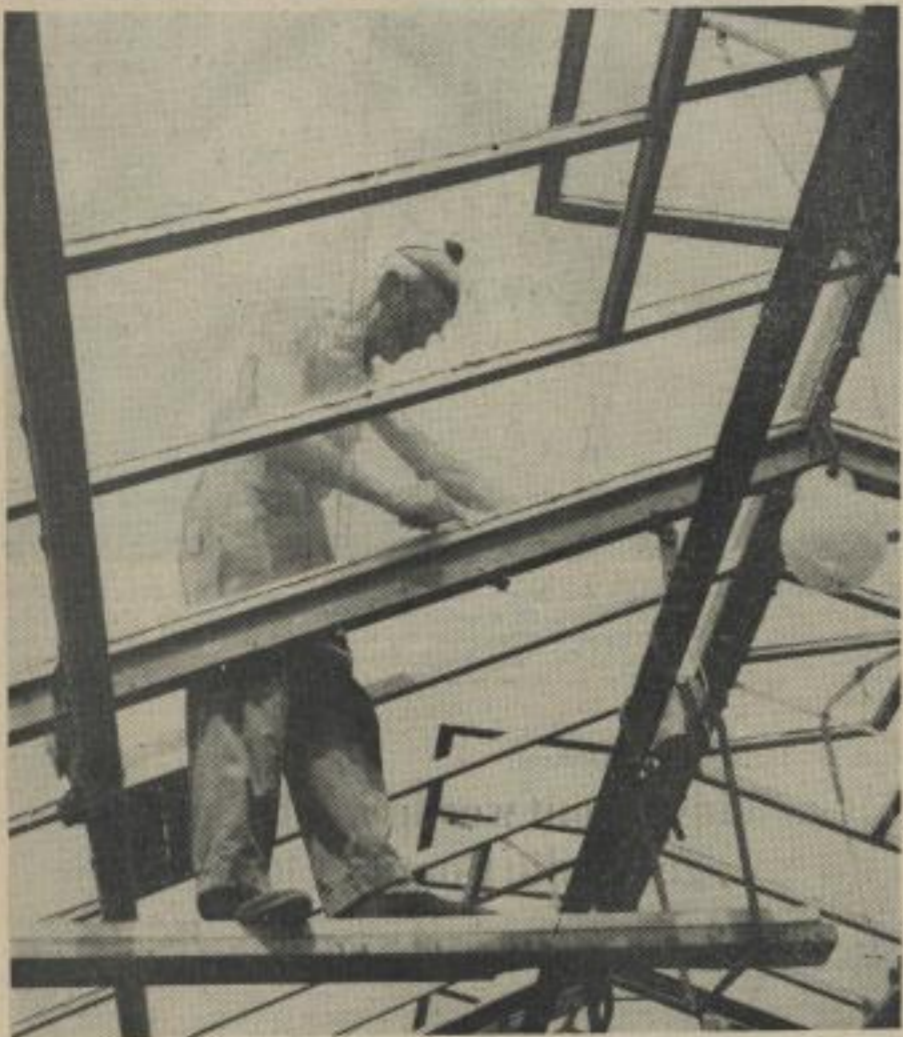


1. Universitätsfestspiele im Dezember

Von der Verantwortung der Sprache

UZ-Interview mit dem Lyriker Prof. Georg Maurer, Träger des Johannes-R.-Becher-Preises, über ein Problem unserer Literatur



In der Sommerglut

Dieses Foto hatte Horst Karthe, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Pflanzenzüchtung, zum künstlerischen Wettbewerb der Karl-Marx-Universität eingesandt.

Universitätszeitung: Herr Professor, Sie haben als Leipziger Delegierter des Schriftstellerverbandes an den Beratungen des V. Deutschen Schriftstellerkongresses teilgenommen. Auf dem Kongress wurde eingehend über die nationale Verantwortung unserer Literatur gesprochen. Welche Gedanken bewegten Sie bei dieser Thematik?

Prof. Georg Maurer: Ich bedachte die Worte Wilhelm von Humboldts: „Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach.“ Die nationale Verantwortung unserer Literatur ist die Verantwortung gegenüber der Sprache unserer Nation. Unsere Wirklichkeit kommt doch eigentlich in der Sprache „zur Sprache“. Und jede Phrase läßt unsere Wirklichkeit nicht nur uninteressant erscheinen, sie macht sie uninteressant. So rächt sich die entstellte Sprache: sie entstellt ihre Mutter, die Wirklichkeit.

Ich möchte wiederholen, was ich am Schluß eines Berichts über den vorletzten Schriftstellerkongress sagte. Wie soll auch die Dichtung zu einer neuen Nationalliteratur aufsteigen, wenn sie für den hohen Inhalt der Zeit nicht die eigentümliche, frische, immer neu aufglänzende, die neuen Bereiche des Lebens immer wieder bestrahlende Sprache findet? — In solcher Sprache könnte das Neue bereits für die ganze Nation zur Heimat werden im Sinne Wilhelm von Humboldts.

Als Johannes R. Becher an die „Fruchtbringende Gesellschaft“ erinnerte, die während des Dreißigjährigen Krieges zur Reinhaltung unserer Sprache gegründet worden war und die seiner Überzeugung nach dazu beigetragen hat, unsere Klassik zu ermöglichen, sagte er: „Mehr denn je müssen wir heute dieses kostbare Gut unserer Nation, das deutsche Sprachgut, vor Mißbrauch und Verfall bewahren. Begriffsverwirrung hat Sprachverwirrung zur Folge und umgekehrt.“ Anna Seghers wandte sich auf dem letzten Schriftstellerkongress gegen „Künstelei, Sonntagsdeutsch, Scheinpathetik, gegenstandslose Gefühle“. Sie forderte Klarheit, Aufrichtigkeit, scharfe Aufmerksamkeit vom Schriftsteller. Dann erst können „neue Elemente in den Inhalt unserer Kunst, in ihre Formen, sogar in unsere Sprache dringen.“

Universitätszeitung: Das Problem der Breite und Tiefe unserer Literatur, über das Anna Seghers sprach, gilt wohl in besonderem Maße auch für die Lyrik. Welche Zukunft hat nach Ihrer Meinung die Lyrik in der sozialistischen Nationalliteratur?

Prof. Georg Maurer: Ich halte die Lyrik sprachlich für den Nerv der Literatur. In der Lyrik muß das Wort beim Wort genommen werden. Es muß das sein, was es meint. Lyrik ist wortgewordene Wirklichkeit. Der Zauber der Lyrik besteht darin, daß ein Stück Wirklichkeit ins Wort geschlüpft ist, nicht geschildert oder dargestellt wird. Das Gedicht im Idealfall ist also Identität von Wort und Wirklichkeit. Da unsere Zeit ernstlich die „Richtigstellung der Beziehungen“ fordert — die alte, wieder akute Forderung des Konfuzius — „weil die Worte nicht zustande kommen, wenn die Worte nicht stimmen“, so hat die Lyrik in der Erfüllung dieser Forderung potentiell große Chancen. Es könnte wieder ein Gedicht die Gemüter auf tiefste

bewegen. Im Grund meines Herzens bin ich da optimistisch.
Universitätszeitung: Was ist Ihre persönliche Meinung darüber, wie die Universität mit ihrem wissenschaftlichen und geistigen Potential zur Entwicklung und Förderung der sozialistischen Nationalliteratur beitragen kann?

Prof. Georg Maurer: Die Universität hat ein Institut für Deutsche Literaturwissenschaft, dessen Direktor Professor Dr. Hans Mayer ist. Daß eine deutsche Literatur ohne Verantwortung der deutschen Sprache gegenüber nicht nur totgeboren,

sondern inexistenz ist, hat er während der vielen Jahre seines bisherigen Wirkens seinen Augenblick lang verheimlicht. Er verschweigt es auch jetzt nicht. — Ich erinnere mich an ein Gespräch über Lyrik, das im „Haus des Kulturbundes“ kurz nach dem IV. Schriftstellerkongress geführt wurde. Hans Mayer wies auf die Notwendigkeit hin, daß sich die Schriftsteller über die Möglichkeiten unserer Sprache klar werden müssen, wenn sie wirken wollen, daß sie z. B. unsere Umgangssprache bewußt hören lernen müssen, um sie für die Dichtung fruchtbar machen zu können, was einst Brecht gelang.

Universitätszeitung: Die SED-Parteileitung der Karl-Marx-Universität hat dazu

aufgerufen, im Dezember Universitätsfestspiele durchzuführen, deren Vorbereitung und Durchführung insbesondere der künstlerischen Selbstbetätigung dienen soll. Welche Ansicht haben Sie über die Entwicklung eines solchen künstlerischen Schöpfertums auf dem Gebiet der Literatur?

Prof. Georg Maurer: Ich kann die angekündigten Universitätsfestspiele nur begrüßen. Ich bin bei den vorangegangenen Fragen sehr bewußt auf die Sprache eingegangen und habe andere Probleme beiseite gelassen. Ich will es auch jetzt tun. Aus unserer großen deutschen Literatur sollten für die Universitätsfestspiele solche Beiträge gewählt werden, die durch ihre sprachliche Schönheit und Kraft, durch die Originalität des Ausdrucks, einen Begriff geben von dem unsere Sprache, wenn sie richtig gehandhabt wird, innewohnenden Reichtum.

Die literarischen Beiträge der Universitätsangehörigen sollten Anlaß sein für Diskussionen über die sprachliche Formung. Den Studenten, die Literaturartikel beraten, möchte ich aus meiner Erfahrung sagen: nichts ist lehrreicher als der Vergleich. Dieselbe Thematik in verschiedener sprachlicher Verwirklichung läßt am schnellsten begreifen, was Sprache bedeutet. Sofort wird klar: In der Literatur erscheint die Wirklichkeit in der Sprache — und nirgendwo sonst.

Die Schriftstellerei, von wem auch immer sie ausgeübt wird, fordert tägliche Mühe um das betreffende, das lösende Wort. Dies sollten alle, die zum Schreiben aufgerufen, den Aufgeforderten und sich selber zum Bedenken geben. Dies nicht zur Entmutigung, sondern als „fruchtbringender“ Hinweis!

Volkskunstpreise verliehen

Am 25. Juni 1961 wurden die Preisträger im künstlerischen Wettbewerb der Karl-Marx-Universität in einer festlichen Zusammenkunft im Hause der Wissenschaftler ausgezeichnet. An diesem künstlerischen Wettbewerben, der aus Anlaß der Woche der sozialistischen Volkskunst ausgeschrieben worden war, hatten sich über 40 Kolleginnen, Kollegen, Studentinnen und Studenten mit etwa 150 Arbeiten beteiligt. Die Arbeiten auf dem Gebiet der Literatur, der Musik, der Fotografie und der bildenden Kunst brachten zum Ausdruck, daß wir viele Talente haben, die sich bemühen, unser sozialistisches Leben künstlerisch zu gestalten.

Die Preisträger auf den einzelnen Gebieten der künstlerischen Gestaltung nahmen ihre Preise aus der Hand von Prorektor Dr. Möhle, Vorsitzender der Kulturkommission beim Senat, Helmut Kulak, Sekretär der FDJ-Kreisleitung, und Heinrich Leber, Vertreter der Universitäts-Gewerkschaftsleitung entgegen.

Im Anschluß an diese Auszeichnung entspann sich ein Gespräch über Probleme des künstlerischen Lehrens und der Universität.

Es wurde betont, daß dieser Schlußpunkt unter den künstlerischen Wettbewerben anläßlich der Volkskunstwoche zugleich einen wichtigen Beginn der Vorbereitungen zu den ersten Universitätsfestspielen der Karl-Marx-Universität, die im Dezember 1961 stattfinden, darstellt. Die Teilnehmer am künstlerischen Wettbewerb unterrichten, daß es bei einem neuen Wettbewerb anläßlich der Universitätsfestspiele darauf ankommt, ihn über die Gewerkschaften und FDJ-Gruppen zu führen, um noch viel mehr Universitätsangehörige einzubeziehen. Auch dürfen die Auswertung und die Vergebung der Preise nicht wieder so auf die lange Bank geschoben werden.

Die FDJ-Kreisleitung hat schon zu einem neuen Wettbewerb „Musiker Sommer 1961“ aufgerufen. Wann schließt sich die Gewerkschaft an, erst im Dezember?

Georg Maurer

Die „Schöne Aussicht“ bei Rosenheim

Grüner drängen die Wasser, schneller auch, dort wo sie näher den gebärdenden Gletschern sind, der Eiseklärheit, oder dem grünverborgenen Schoß ihres Ursprungs: wie Rhein und Inn und Isar und Donau. Ungemischt und größer scheint alles, wenn die grünenden Alpen der Sonne antworten und die furchtbaren Stürze der Felsen als Silber sich bieten. Aus wunderbarem Glase scheinen die Alpen, das sich füllt mit Rauch oder Blau. Die unermüdlichste Schönheit seid ihr, Berge, auf andere Weise das Meer, gleichgeblieben seit ich euch sah, gleichgeblieben seit den Kreuzzügen und dem kriegerischen Rausch nach Italien, so formgeworden, daß die ungeheure Bewegung der Erde, die euch bildete, mir immer noch das Herz bewegt. Darf durch das blaue Tar blink ich und denke mir Aufstieg und Innereck, denke Italien mir und fühle, wie nah die Sehnsucht des Liebenden nach der Geliebten der Sehnsucht von Volk zu Volk ist. Und wie an den zerfetzten Grenzen der Lippen sich die Sehnsucht entzündet, so scheinen mir die Berge im sommerlichen Tage wie der leichte Abdruck von Fuß eines glänzenden Himmels, blauer als er, am Horizonte zu zittern: deine Grenze, Deutschland, die wechselnd am Abend und Morgen ihre Schönheit entfaltet und nichts andres mehr will als Schönheit.

Die Geschichte, die ich dir erzählen will, ist eigentlich nicht meine Geschichte. Der grauköpfige Joscha weißt du, der Alte, der in unserer Straße wohnt, hat sie mir neuerlich erzählt, als wir am 1. Mai abends noch gemeinsam ein Bier in der Schankstube tranken.

Es wurde spät an diesem Abend. Die Geschichte, die der Alte mir erzählte, schien mir so interessant, daß ich einfach nicht vom Tisch aufstehen wollte. Vielleicht hätte auch das Bier ein wenig geschuld, ... jedenfalls kam ich erst kurz nach Mitternacht nach Hause.

Aber obwohl ich doch recht müde war, setzte ich mich noch in der Nacht hin und schrieb die Geschichte des alten Joscha auf, denn ich glaube, er hat sie nicht nur für mich erzählt.

Ich kann sie dir nicht so erzählen, wie sie mir der Graukopf mit seinen Worten darstellte, denn der Alte ist ein guter Erzähler — aber ich will dennoch versuchen, ihm einigermassen gerecht zu werden.

Hier ist seine Geschichte:

Unter dem rostigen Stachelrautverhau am Dorfrand blühen die Krokusse. Der Geschützdonner, den der Ostwind wochenlang in das kleine Dorf zwischen den buntschekigen Feldern trug, verliert sich in westlicher Richtung. Die Verteidigungsgürtel und Panzersperren hinter dem Fluß liegen leer und überflüssig in den Wäldern und auf den Straßen — sie werden nicht mehr gebraucht. Die Sonne frißt die dunstigen Nebelschleier, die in den Nächten aus den feuchten Wäldern steigen und legt sich auf die rötlichen roten Ziegeldächer. Ein verspäteter Windstoß rüttelt an den zerstoßenen Fensterläden. In dem Haus neben der alten Bürgermeisterei knarrt eine Tür. Fensterklappen springen auf. Biegel haben aus. Holzspantofeln klappern über die Steinfliesen. Ein mittelgroßer Mann mit tiefen Furchen in der breiten Stirn erscheint in der Tür. Seine Blicke gleiten die Dorfstraße hinunter, die noch schläft.

Der grauhäutige Mann prüft mit den Augen den Himmel. „Ein Sonntag wird das heute“, murmelt er. „Sonntag, wie das klingt.“ Der Mann kräht sich am Kopf. „Sonntag, Sonntag... beinahe wie Frieden.“ Dabei hatten sie den Krieg erst sieben Tage überlebt — sie und das Dorf, vierzig oder fünfzig Kilometer weiter ins Gebirge oder noch immer, rissen Granaten noch immer blutige Wunden in die frühlingsschöne Erde!

Der Mann schließt die Augen. Für das Dorf war der Krieg zu Ende. Gott sei Dank. Der Krieg mit den Kugeln... Jetzt begann der Krieg mit dem Hunger. Und es gab keinen, der da sagte, dieser Krieg wäre einfacher.

Tag und Nacht sind die Männer unterwegs. Sie suchen nach Korn und Kartoffeln in den Häusern und Scheunen der verlassenem Gehöfte. — Wenigstens für die Kinder und die Aussaat... Der Grauhäutige in der Tür denkt an die Worte des sowjetischen Majors, der ihn, den Kommunisten, sofort nach den letzten Kampfhandlungen als Bürgermeister eingesetzt hatte: „Malenki und Frauen... nix dürfen hungern...“ Ja, so hatte er

den. Und der Mann in der Tür träumt in Gedanken von diesem Wir, das in diesen Stunden der Not die beste Hilfe war, und er wünscht sich, daß dieses Wir auch in späteren Zeiten nach dem Kriege noch ein Wir sein möge, weil diese Gemeinsamkeit so viele Kräfte in sich einschloß, die helfen konnten und wollten, in diesem zerwühlten Land wieder wogende Felder reifen zu lassen. — Davon träumt der Graukopf in dieser Morgenstunde.

Die Sonne ist längst hinter den Wäldern hervorgebrochen und hängt schon über dem Kirchturm. Die Gespanne holpern über die Dorfstraße. Die Frauen graben im Garten. Die Kinder streichen über die

„Wieviel...?“
„Eins.“
„Eins?“ Der Offizier bleibt mit einem Ruck vor dem Bürgermeister stehen. Seine Hand fährt hinter die Kragenbinde des Alten. „Lügen Sie nicht, Mann... sonst...“ Der Fremde lummelt an der Pistolenlasche. Der Graukopf schweigt. Langsam lockert sich der Griff des Fremden. „Egal, ich befehle Ihnen, mir dieses Gespann unverzüglich zur Verfügung zu stellen.“
Der Alte schluckt. Er denkt an die Worte des sowjetischen Majors. Fest klingt seine Stimme, als er „Nein“ sagt.

Das Gesicht des Offiziers läuft tomatenrot an. Der Graukopf versucht zu erklären.

„Sie sind der Bürgermeister?“ Die Stimme zischt.

Der Mann hinter dem Tisch zieht sich hoch und schaut auf die rote Armbinde mit den kyrillischen Schriftzeichen. „Ja, Genosse Offizier.“ Er reicht dem Fremden sein Dokument mit der Unterschrift des Gebieteskommandanten. „Sie sind Deutscher... Sie wissen, sie haben russischem Offizier zu gehören.“ Im Gesicht des Graukopfs zuckt es. Der Offizier pendelt durch das Zimmer. „Sie haben Gespanne?“ Der Mann überlegt nur kurz. „Ja.“

„Wollten sich wohl noch schnell aus dem Staube machen, he?“ In den Worten des ehemaligen Gutsarbeiters steckt ebensoviel Wut wie in seinen Händen.

Der Graukopf ruft nach dem Kind und schickt nach einem Strick. Gemeinsam mit dem Kutscher überwindet der Graukopf den Fremden, aus dessen Gesicht alle Furchheit gewichen ist. Kräftig hängt er in den Armen der beiden Dörler. Sie bringen den Mann in das Spritzenhaus.

Beim Verbleiben am Nachmittag in der Kreisstadt gesteht der Fremde nach längerem Schweigen ein geborener von Stutwitz zu sein und den Grafentitel getragen zu haben. Die Nachforschungen ergeben, daß er vor einigen Tagen einen sowjetischen Offizier getötet hat, um in den

Besitz der Uniform zu kommen und sich vor der Gefangennahme zu retten. Noch am gleichen Abend fällt das Gericht sein Urteil.

Am gleichen Abend sitzen Karl Müller und der Graukopf in der Stube beisammen. „Sag mal Karl, woher kanntest du eigentlich den Kerl?“
„Vom Pferdereiten.“
„Vom Pferdereiten?“
„Ja, ich war damals oft mit dem Inspektor vom Gut als Kutscher unterwegs, und dabei erfuhr ich auch von jenem Herrn von Stutwitz, der mir deshalb so im Gedächtnis blieb, weil er mir einmal, als sie besoffen wie die Stiere waren, ins Gesicht spuckte. Daher kannte ich ihn.“

Der Graukopf sitzt für einen Augenblick in Schвейgen. Dann schmunzelt er. „Ein Glück, Karl, daß du gekommen bist... wer weiß, was sonst geworden wäre.“
„Ja, etwas Glück war es natürlich, daß ich zufällig vorbeikam, aber“, und dabei lüchelt der alte Gutsarbeiter, „gemeinsame Feinde kann man eben nur gemeinsam besiegen!“

Sie hat du, das war die Geschichte, die mir der alte Joscha an jenem Abend erzählte. Verstehst du nun, warum ich sie noch in der gleichen Nacht niederschrieb? Übrigens, wenn dir die Geschichte gefallen hat, komm doch am Sonnabend einmal zu Budisch in die Gaststätte... der Genosse Joscha hat sicher noch mehr Erlebnisse aus seinem Leben zu erzählen.

Die Kurzerzählung von Hans-Gert Schubert wurde für einen literarischen Wettbewerb der FDJ-Fakultät der Fakultät für Journalismus eingereicht. Auch die besten und interessanteren Arbeiten aus dem Wettbewerb „Musiker Sommer 1961“ sollten an die „Universitätszeitung“ zur Veröffentlichung gesandt werden.

Veröffentlicht unter der Lizenz-Nummer 88 des Bundes des Bezirks Leipzig - Erziehungswissenschaftlich. — Anschrift der Redaktion: Leipzig, C. 4, Ritterstraße 25, Fernruf 1711; Sekretariat: Adlerstraße 204, Bankkonto 010 100 bei der Stadt- und Kreispartei Leipzig - Druck: LVZ-Druckerei Hermann Buschke III 11 131, Leipzig, C. 1, Feuerstraße 12. — Bestellungen nimmt jeder Postamt entgegen.

Universitätszeitung, Nr. 27, 4. 7. 1961, S. 6

Der gemeinsame Feind

Kurzerzählung von Hans-Gert Schubert

Wiesen und pflücken Sauerampfer. Nur die kleine stupensnahe Reni spielt in der Küche, vor den Füßen des Alten. Von Zeit zu Zeit blinzelt der Mann hinter dem Küchentisch von seinen Akten auf. Dann umspielt ein Lächeln seine Augen. — Aber die Falten auf der Stirn wischen es nicht fort. Der Mann sitzt und schreibt. — Die Kommandantur in der Kreisstadt erwartet seinen Bericht.

In diesem Augenblick wird die Tür aufgerissen. Die Aktenblätter wirbeln durcheinander. Der Graukopf schreckt hoch. Das Kind drückt sich an den breiten Kachelstein.

Ein hochgewachsener, schwarzhäutiger Mann zieht in der Tür. An seinem linken Arm leuchtet eine rote Armbinde mit russischen Buchstaben. Er trägt die Uniform eines sowjetischen Offiziers. Seine Augen blicken kalt und starr.

„Sie sind der Bürgermeister?“ Die Stimme zischt.

Der Mann hinter dem Tisch zieht sich hoch und schaut auf die rote Armbinde mit den kyrillischen Schriftzeichen. „Ja, Genosse Offizier.“ Er reicht dem Fremden sein Dokument mit der Unterschrift des Gebieteskommandanten.

„Sie sind Deutscher... Sie wissen, sie haben russischem Offizier zu gehören.“ Im Gesicht des Graukopfs zuckt es. Der Offizier pendelt durch das Zimmer. „Sie haben Gespanne?“ Der Mann überlegt nur kurz. „Ja.“